

# Schweizererinnerungen

Autor(en): **Huch, Ricarda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **6 (1938-1939)**

Heft 7

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760239>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Schweizererinnerungen

Von Ricarda Huch

*Wir freuen uns, unsern Lesern ein Kapitel aus dem neuen Buch von Ricarda Huch: „Frühling in der Schweiz“ darbieten zu können, das in diesen Tagen im Atlantis-Verlag, Zürich erscheinen wird. Die Dichterin erzählt darin in anmutiger und beschwingter Weise ihre Erinnerungen an die in Zürich verbrachten Jugend- und Universitätsjahre. Wir weisen auf dieses schöne, dankenswerte Zeugnis der Verbundenheit Ricarda Huchs mit unserem Land, seinen Menschen und seiner althergebrachten kulturellen und politischen Eigenständigkeit auch deshalb gerne hin, weil es gewisse Interpretationen als abwegig erweisen wird, die an das Vorwort zu der Gottfried Keller-Ausgabe des Insel-Verlages, (das übrigens schon 1923 vorlag) geknüpft worden sind.*

Eine besonders sympathische Erscheinung meines ersten Zürcher Jahres war ein Freund Kellenbergers, den ich durch ihn kennenlernte, Alexander Wettstein, Sohn des Seminardirektors von Küsnacht. Er war in jeder Art von Sport geübt, die damals betrieben wurde, auch im Segeln, und als er hörte, dass ich noch nie gesegelt sei, wünschte er, mich dies Vergnügen kennen zu lehren. Das Rudern hatte ich bereits gelernt und ruderte oft Abends auf dem See, der nur selten durch einen Dampfer, noch gar nicht durch die sogenannten Schwalben beunruhigt wurde; dort war man allein mit den Bergen und dem Abendrot. Wir gingen zu dritt zu einer der Stellen, wo Boote vermietet wurden, und Alexander nahm eins, um selbst das weiter draussen liegende Segelschiff herbeizuholen. Ungeduldig sprang er dabei zu kurz und fiel ins Wasser; wir traten sofort den Heimweg an, damit er sich trocknen konnte, und es ist nie zu einer Segelfahrt gekommen. Dagegen wurde eine gemeinsame Besteigung des Glärnisch ausgeführt, eine herrliche freudenvolle Fahrt, auf der die Alpenblumen leuchteten und noch mehr die flinken, blanken schwarzen Bergsalamander mich entzückten. In der Hütte unterhalb der Spitze wurde übernachtet. Wir schliefen auf Strohsäcken, und meine beiden Begleiter waren brüderlich besorgt, dass ich bequem lag und gut zu-

gedeckt war. Beim Abstieg zeigte sich, dass ich an Schwindel litt; an einer besonders ängstlichen Stelle verliess mich der Mut, ich wagte mich weder vorwärts noch rückwärts. Alexander Wettstein, der selbst das Führerexamen gemacht hatte, kam mir nicht zu Hilfe, sondern rief mir zu: „Sie müssen allein weitergehen und Sie können es auch!“ Da mir nichts anderes übrig blieb, biss ich die Zähne zusammen und konnte es wirklich. Unter Scherz und Gesang ging es in grossen Sprüngen zu Tal.

Während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft besuchte Wettstein uns nie, ohne mir etwas mitzubringen, etwa eine schöne Blume oder einen seltenen Stein, und einmal war es eine kleine Schildkröte. Einsperren mochte ich sie nicht, und die Freiheit des Gartens missbrauchte sie zur Flucht. Eines Tages, es war, wenn ich mich recht erinnere, im Juli, kam Alexander mich zu fragen, ob ich mit auf die Jungfrau wolle; er und fünf seiner Bekannten hätten vor, in den nächsten Tagen den Aufstieg zu machen. Es ist fast verwunderlich, dass er mir so viel zutraute, da er wusste, dass ich nicht schwindelfrei und überhaupt, wenn auch kräftig und gelenkig, doch ungeübt war; er mochte denken, dass er mir aushelfen könnte, wo ich etwa versagte. So verlockend die Aufforderung war, glaubte ich doch, sie ablehnen zu müssen, denn ich sagte mir, dass ich für sechs junge Männer, die alle bis auf einen erprobte Bergsteiger waren, eine Hemmung bedeuten würde. „Was soll ich Ihnen mitbringen“, fragte er beim Abschiednehmen. „Ein Murmel-tierchen“, sagte ich. Als das entsetzliche Unglück geschah, war ich nicht in Zürich, ich kam erst einige Tage nachher von einer kleinen Ferienreise zurück. Alle sechs waren eine kurze Strecke unterhalb des Gipfels abgestürzt und tot. Zum Verhängnis war ihnen die Ungeübtheit des einen der Teilnehmer geworden, hauptsächlich aber ein plötzlich eintretender Umschwung des Wetters. Gegen einen eisigen Schneesturm ankämpfend, erreichten sie die Spitze des Berges, rasteten dort und traten am folgenden Morgen erschöpft und erstarrt den Abstieg an. Unglücklicherweise waren sie, vermutlich wegen der Unzulänglichkeit des einen von ihnen, untereinander angeseilt, so dass sie, als einer ausglitt und stürzte, alle verloren waren. Die Schweizer Zeitungen beschäftigten sich viel mit dem Ereignis, das meh-

rere Familien in Trauer versetzte; einer von den sechsen war verheiratet. Von geistlicher Seite wurde das leichtfertige Aufspielsetzen des Lebens getadelt; doch konnte man insofern nicht von Leichtsinn sprechen, als mehrere der Verunglückten das Bergführerexamen gemacht hatten. In den Berichten wurden alle Gegenstände angeführt, die die Taschen und Rucksäcke der Toten enthielten; mit tiefer Bewegung las ich, dass bei Alexander Wettstein in ein seidenes Tuch eingewickelt ein Marmeltier gefunden worden war.

Mein Aufenthalt bei Frau Wanner nahm dadurch ein Ende, dass ich von irgendeiner Seite an den Professor der Theologie Fritzsche empfohlen war und seine Damen mich aufsuchten. Sie fanden, dass ich nicht passend untergebracht sei und redeten mir dringend zu, die Wohnung zu wechseln, bis ich nachgab. Auch konnte ich mir nicht verhehlen, dass die Verhältnisse im Hause sich immer mehr auflösten. Doch verliess ich ungern Frau Wanner, das Gärtchen, die Gemeindestrasse und den Zeltweg, an dessen Häusern ich manches Mal am späten Abend den alten Gottfried Keller, klein und gebückt, für mich eine grosse, verehrte Gestalt, hinstapfen sah. Sehr schmerzlich war es mir, dass ich mich auch von meinem Kätzchen trennen musste. Ich nahm es in einem verdeckten Korbe mit in die Dufourstrasse, aber es entkam mir und langte nach zwei oder drei Tagen ausgehungert und verschmutzt wieder in der Gemeindestrasse an. Wohl nahm es Frau Wanner liebevoll auf, konnte aber nicht verhindern, dass der älteste Sohn, die Abneigung des Vaters teilend, es erschoss. Vielleicht war es besser für das arme Tier, das, von seiner Liebe zu mir und der unüberwindlichen Anhänglichkeit an das Haus hin- und hergerissen, nirgends mehr Ruhe fand.

Dank meines guten Unterrichts und meines Fleisses wurde mir das Examen leicht. Die meisten Prüflinge waren schlecht vorbereitet, da das Maturitätsexamen für leicht galt, viele gingen auf gut Glück, fast ohne Kenntnisse hinein. Ich stellte bei den schriftlichen Arbeiten eine Art Nachrichtenbüro vor, das nach allen Seiten die Bedürftigen bediente. Bei einem Examen geht es gewöhnlich so, dass, wenn der erste Tag gut verlaufen ist, die günstigen Ergebnisse sich wie von selbst steigern: die Zuversicht der Geprüften wächst und ebenso die günstige Stim-

mung der Prüfenden, es bildet sich zwischen ihnen eine Atmosphäre des Erfolges. So ging es damals mir: die Zeit verging mir wie ein Fest. Als das Ergebnis mitgeteilt wurde, verkündete Professor Blummer, der derzeitige Rektor, dass ein Examinand in allen Fächern die erste Note bekommen habe, was seit Jahren nicht vorgekommen sei.

In mein erstes Semester fiel die Bekanntschaft mit einem Studenten, der eben vom Gymnasium kam und Nationalökonomie studieren wollte. Er hiess Hans Müller und war ein Mecklenburger aus guter, wohlhabender Familie, hatte sich aber den Unwillen seines Vaters zugezogen, weil er Sozialdemokrat war. Das bedeutete für die damalige Bourgeoisie ungefähr dasselbe wie Verbrecher zu sein. Ich wusste nicht viel von sozialistischen Theorien, aber ich war für die Richtung eingenommen, die das Los der Arbeiter, also der ärmsten und rechtlosen Klasse, verbessern wollte. Ueberhaupt hatte ich eine unwillkürliche Neigung zum Revolutionieren. Das Legitime war mir verdächtig, die Worte Freiheit und Rebell hatten einen wundervoll drometenhaft erschütternden Klang für mein Ohr. Ich liess mich also leicht von Hans Müller bereden, mit ihm ein Kolleg zu besuchen, das für viele junge Deutsche eine besondere Anziehungskraft hatte: Professor Platter las über Sozialismus. Ich war keine eifrige Hörerin und verstand nicht viel von dem, was er vortrug; aber die Zusammensetzung der Zuhörerschaft interessierte und belustigte mich. Es waren mehr Ausländer als Schweizer, darunter verschiedene Deutsche, die später eine Rolle in der Sozialdemokratischen Partei gespielt haben. Diese verkehrten meist in einem Lokal, das die Kaffeeklappe genannt wurde; ich lernte sie nur aus Erzählungen von Hans Müller kennen. Zu seinen näheren Bekannten gehörte Karl Henckell, der kurz vorher ein Bändchen sehr anmutiger Gedichte herausgegeben hatte. Er besang darin Erika Wedekind, die Tochter eines im Lenzburger Schlosse wohnenden Niedersachsen, Schwester des später berühmten und berüchtigten Frank. Schon zu jener Zeit gingen allerhand eklatante Anekdoten über ihn um. Eines Verses von Karl Henckell erinnere ich mich, der oft mit Vergnügen angeführt wurde! „Das wird die Ochsen kränken — Im Stall Germania — Die Mädchen auf den Bänken — der Wissenschaft: Hurra“! Manche von seinen Gedichten hatten

etwas Seelenvolles, Taufrisches, Witziges, das er später nicht wieder erreicht hat.

Die Spur, die die Berührung mit den jungen Sozialdemokraten bei mir hinterliess, geriet poetisch und historisch! Ich schrieb eine Komödie, die ich zur Zeit der Dreissig Tyrannen in Athen spielen liess. Ich bedaure, dass sie mir verlorengegangen ist, denn es ging toll und bunt darin zu. Nur daran erinnere ich mich, dass ein Sykophant darin vorkam, der so viel log, dass er, um sich zurechtzufinden, zwei Täfelchen bei sich trug; das eine enthielt die wirklichen Tatsachen, das andere wie er sie zum Zweck seiner Angebereien umgelogen hatte. Diese Figur gab Anlass zu grotesk komischen Szenen, die mir viel Spass gemacht haben. Hans Müller, der schlanke, idealistische Junge, ging im nächsten Semester nach Genf, hat verschiedene Entwicklungsstufen durchgemacht und ist nach einem wechselvollen Leben, das er teils in Deutschland, teils in der Schweiz verbrachte, mit seinem Vater völlig versöhnt, in Zürich einheimisch geworden.

Das Kolleg bei Platter war nur ein Seitensprung; in meinem eigentlichen Fach, der Geschichte, war ich regelmässig und aufmerksam. Am meisten kam für mich Professor Meyer von Knonau in Betracht, eine charakteristische Erscheinung, der im Vortrag und in der Gebärde eine schnörkelhaft gewundene Linie hatte, die wir gotisch nannten. Sein Kolleg befriedigte durch den Eindruck von Vollständigkeit und Gediegenheit. Georg von Wyss, bei dem ich Schweizergeschichte hörte, wurde noch vielfach nach dem aristokratischen Titel Junker Wyss genannt. Mit seiner unteretzten Gestalt, seinem buschigen weissen Haar über dem geröteten, etwas holzschnittartig grobgeformten Gesicht war er äusserlich nicht gerade anziehend; aber er bezauberte mich. Seine Haltung hatte etwas vom ancien régime, eine Würde, die ihrer selbst zu sicher ist, um nicht auch alles andere, sei es das geringste, gelten zu lassen. Es liess sich annehmen, dass der alte Mann, der konservative Aristokrat, nicht für das Frauenstudium eingenommen war; aber er behandelte mich stets mit respektvoller Freundlichkeit, und ebenso eine andere Studentin, Bulgarin oder Rumänin, obgleich die Balkanvölker nicht beliebt in der Schweiz waren, und das betreffende Mädchen wohl auch weniger zum Studium ein Kolleg

besuchte, als um sich am deutschen Vortrag zu gewöhnen. Allerdings trug auch ich zunächst keinen Gewinn von seinen Stunden. Er las gerade über die Bündner Wirren im 17. Jahrhundert, eine sehr verwickelte Geschichte, zu deren Verständnis mir alle Vorkenntnisse fehlten; es war für mich meist ein sinnloses Durcheinander. Junker Wyss gab fast nichts anderes als Tatsachen; die Kenntnis des allgemeinen Hintergrundes setzte er wohl voraus und ermöglichte seinen Schülern, die Einzelheiten nach der strengsten neuesten Forschung zu berichtigen. Ein begleitendes Lächeln deutete wohl seine Einstellung zu den Vorfällen an.

Sehr viel gab mir ein Kolleg von Professor Oechsli über die Schweizerische Verfassung. Oechsli war im Gegensatz zu Meyer von Knonau und Junker Wyss Demokrat, ein offener, liebenswerter Mensch. Seine Vorlesung erweckte in mir das Interesse für Verfassungsgeschichte, womit ich mich während meiner Studienjahre hauptsächlich beschäftigt habe. Bis dahin hatte ich vom Wesen der Verfassungen, von der Gliederung des Volkes, der Machtverteilung, dem Masse von Freiheit, Verantwortung und Gebundenheit nur eine oberflächliche Vorstellung gehabt. Ebenso wichtig wurde mir ein Kolleg bei Rahn über Gotik, in dem ich das beglückende Gefühl wesentlicher Belehrung und Bereicherung genoss. Rahn trug höchst klar und anschaulich vor. Ich begriff erst jetzt, dass Gebäude nicht schlechtweg nach jeweiligem Geschmack errichtet werden können, sondern dass ihr Zweck und statische Gesetze die Bedingungen sind, mit denen der Bauwille sich auseinandersetzen muss innerhalb der Formenwelt, die er vorfindet.

Sachlich sehr wenig hatte ich von demjenigen Professor, der mich persönlich am meisten interessierte: ich meine Salomon Vögelin. Ich hörte bei ihm ein Kolleg über Schweizer Humanisten und nahm an einem Seminar teil, wo über Holbein gearbeitet wurde, das in seinem schönen alten Hause an der Bahnhofstrasse gehalten wurde; es ist längst abgerissen. Einmal führte Vögelin das Seminar nach Basel, um die dort befindlichen Bilder von Holbein zu zeigen. Mir kamen damals altdeutsche Bilder noch schlechtweg hässlich vor. Von der Schönheit der Holbeinschen begann ich zwar etwas zu ahnen; besonders starken Eindruck machten mir die Zeichnungen zu den

Orgelflügel des Basler Münsters, aber liebevollere Blicke warf ich doch im Vorübergehen auf die Gemälde von Böcklin. Im Ganzen war ich für die Vorlesungen von Vögelin nicht genügend vorbereitet, und doch glaubte ich, grade von ihm etwas vernehmen zu müssen, was mich besonders anginge. In seinem sehr markanten Gesicht war etwas Schwermütiges, etwas Zweifelndes und Problematisches, das mich beschäftigte; dazu kam, dass mit einer gewissen Zurückhaltung von ihm gesprochen wurde, als sei etwas Anstössiges an ihm, was besser verschwiegen bleibe. Mein erstes Semester war das letzte, in dem er las; er war schon schwer krank und ist bald darauf gestorben.

Professor Alfred Stern las über Neuere Geschichte. Ich hörte bei ihm ein Kolleg über die Orientalische Frage, die mir ziemlich gleichgültig war und blieb, obwohl er frei und aussergewöhnlich gut sprach. Er war ein Schüler von Ranke und hatte von dessen Art, wie man sagte, etwas angenommen. Ausgezeichnet war sein Seminar. Er legte uns darin ein zur Zeit der französischen Revolution anonym erschienenenes Buch vor, dessen Verfasser herauszufinden war, und verstand es, uns zu lebhafter Beteiligung anzuregen. Sein bester Schüler war ein Bulgare, Boris Minzès, dessen leidenschaftlicher Eifer sich in seinem unschönen, aber kräftigen, auffallenden Gesicht ausprägte. „Der wird einmal Minister“, sagte der Professor von ihm. Vielleicht hat nur sein früher Tod verhindert, dass die Prophezeiung wahr wurde; er ist als Professor in Sofia gestorben.

Bei Prof. Stern und bei Meyer von Knonau durfte ich gesellschaftlich im Hause verkehren. Meyer von Knonau war mit einer Deutschen, einer feinen und liebenswürdigen Frau, verheiratet; weder er noch Georg Wyss hatten Kinder.

In einem anderen historischen Kolleg kam ich neben ein flinkes Persönchen zu sitzen, die mir durch ihre sprechenden Augen und ihr schwarzlockiges Haar auffiel, was zusammen ihr ein feurig trotziges Aussehen gab. Hedwig Waser, die einer altberühmten Zürcher Familie angehörte, war Germanistin. Ich hatte damals Visionen meiner künftigen Dichtungen, die von dem in Deutschland herrschenden Geschmack ganz abwichen. Man ist wohl in der Jugend auf dem Gebiet sehr ausschliesslich, wo man selbst schöpferische Begabung fühlt, und man etwas bilden möchte, dessen Wesen einem unverrückbar feststeht,



wenn man auch die Umrisse erst ahnt. Dem modischen Naturalismus, der die Wirklichkeit des Alltags möglichst schonungslos darstellen und ihre Wurzeln im Menschen und seiner Umwelt aufdecken wollte, war ich so feind, dass ich auch für das Bedeutende innerhalb dieser Richtung, so für Ibsen, für den die Jugend schwärmte, kein Verständnis hatte, noch haben wollte. Das allgemein mit Beifall aufgenommene Jugendwerk Max Halbes: „Jugend“, lehnte ich durchaus ab. Ueber derartige Fragen sprach ich viel mit Hedwig Waser, die sich immer mit Klugheit und Feuer äusserte; das gemeinsame Interesse verband uns neben der persönlichen Sympathie, und wir befreundeten uns rasch. In meiner Erzählung „Hadewig im Kreuzgang“ entstand ihr und zugleich der Grossmünsterschule ein kleines Gedenkzeichen.

\* \* \*

Die Doktorprüfung verlief nicht so günstig wie die Maturität. Ich hatte solche Examenangst, dass ich nur durch die eindringliche Vorstellung, Erbrechen und Zahnziehen würde doch noch schlimmer sein, mir einigermaßen Haltung geben konnte. Die wohlwollende Gesinnung der Examinatoren war wohl zu spüren, konnte aber die Tatsache nicht aufheben, dass ich auf manchen Gebieten nicht genügend beschlagen war. Auf die erste Frage von Professor von Wyss, wer der eigentliche Begründer der Neutralität in der Schweiz gewesen sei, schwieg ich bestürzt und fassungslos, wie wenn sich eine abgründige Leere in mir aufgetan hätte, bis mir plötzlich Zwingli einfiel, zugleich aber auch zum Bewusstsein kam, dass ich einen Abschnitt der Schweizer Geschichte vernachlässigt hatte, wo eingehende Kenntnisse von mir vorausgesetzt werden durften. Man hatte wahrscheinlich erwartet, ich würde summa machen, und es wurde nur magna. Aber was liegt dem daran, der eben das Examen bestanden hat! Nur dass ich meinen Lehrern eine Enttäuschung bereitet hatte, tat mir leid. Nachdem mir der Rektor, Professor Hitzig, von dem guten Abschluss Mitteilung gemacht hatte, fügte er dem Glückwunsch zum erworbenen Dokortitel einen Glückwunsch zum Geburtstag hinzu: es war mein siebenundzwanzigster, der 18. Juli 1891. Noch sehe ich die lange Tafel und die charakteristischen Köpfe von Junker Wyss, Meyer von Knonau, Baechtold vor mir, ihre freundlich mir zulächelnden Gesichter. Nicht

lange danach starb Professor von Wyss, einige Tage nach ihm seine Frau; sie wurden zusammen begraben. Meyer von Knonau, der damals jünger war, als er mir schien, ist erst im Jahre 1931, mit Recht hochgeehrt von allen schweizerischen und allen Historikern deutscher Zunge, gestorben. Er war das Muster eines jener Gelehrten, der die Quellen gewissenhaft durchforscht und in unermüdlicher Arbeit die Ergebnisse sammelt. Das ist selbstverständlich notwendig und gut; aber blosser Tatsachen, wenn sie nicht in Beziehung zu uns und zu den Geistern in der Luft, wie der Apostel Paulus sie nennt, mit denen wir kämpfen, gebracht werden können, bleiben doch Spreu. Das Gebiet, auf dem Meyer von Knonau am meisten gearbeitet und Bedeutendes geleistet hat, ist das Mittelalter; jedoch vom Wesen des Mittelalters übermittelte er seinen Zuhörern wenig. Er war als Vorbild eines treuen Forschers seinen Schülern ehrwürdig, ein Führer in den grossen Fragen des öffentlichen Lebens; eine Leuchte in den Wirren und Kämpfen der Zeit war er nicht und wollte er nicht sein. Er wollte möglichst richtig und vollständig mitteilen, was gewesen war. Nur dass er Stücke gab ohne den Atem und die Gewalt des Lebens. Ich unterschätzte den Wert der Einzelforschung, die strenge Beschränkung auf das vom Wissen Erfasste nicht und war weit entfernt zu wünschen, dass aus der Geschichte ein Roman gemacht werde; aber ich fragte mich, zu was die Stücke da wären, wenn nicht um zu einem lebendigen Ganzen gemacht zu werden, wenn nicht die Leidenschaften der Lebendigen die Schatten erglühen lassen, wenn wir uns nicht in sie, sie sich nicht in uns verwandeln?

Nachdem ich meine Bereitwilligkeit, mich an der Stadtbibliothek beschäftigen zu lassen, erklärt hatte, trat ich mein neues Amt an. Dr. Hermann Escher, nunmehr mein Vorgesetzter, war in mancher Hinsicht ein eigentümlicher Mensch. Zuverlässigkeit, Treue, Pflichtgefühl, Unerschütterlichkeit der Ueberzeugungen waren in ihm gleichsam angesammelt und festgeworden wie ein Erbe von Jahrhunderten. Das Interesse für sein Amt beherrschte ihn ganz; ich glaube nicht, dass Freundschaft, Liebe, Familiengefühl oder sonst eine Leidenschaft ihn jemals davon hätten abziehen können. Doch war er nicht etwa kalt oder gefühllos, nur war seine Empfindungswelt so kanalisiert, dass es nie am Nötigen und Nützlichen fehlte, allzu heftige Strö-

mungen oder gar Ueberschwemmungen aber vermieden werden konnten. Daraus war nicht zu schliessen, dass er ein urgesunder Mensch sei, vielmehr war er nervenleidend; wenn ich mich recht erinnere, äusserte sich das so, dass er zeitweilig wie verschleiert war, sich nicht konzentrieren konnte. Dass jemand seine Interessen nicht teilte, konnte er sich nicht vorstellen, und bei mir den Wunsch nach Belehrung in seinem Fache vorzusetzen, hatte er ja alles Recht. Auch hörte ich aufmerksam zu, wenn er mir bibliothekstechnische Vorträge hielt; aber es blieb mir trotz guten Willens nichts davon im Gedächtnis. Ebenso wenig behielt ich von der Aufstellung und dem Verlauf der Schlacht bei Zürich, die er mir auf dem Schlachtfelde erklärte. Er war sich seiner Verantwortung als Chef bewusst und zeigte während der Arbeitsstunden meistens einen gemessenen, freundlichen Ernst, der ihm ohnehin natürlich war, doch nicht so, dass er dem Scherz und Witz nicht zugänglich gewesen wäre und nicht gern gelacht hätte. Nur hatte sein Lachen nicht das Elementare, Saftige, das im Innersten des Menschen entspringt; es war, als sei da ein Zugang verstopft oder verholzt. Anders war es mit Dr. v. Wyss, der wie ich neben und unter Dr. Escher arbeitete: da brauchte man nur anzutippen, und das Lachen rieselte hervor. Wilhelm von Wyss, der Neffe meines verehrten Professors, war im Hauptamt Lehrer des Lateinischen am Gymnasium; er hatte wie ich an der Bibliothek nur eine halbe Stelle. Man nannte uns drei scherzweise nach einer bekannten Zürcher Firma Escher, Wyss & Kompagnie. Als Unterangestellte konnten Dr. v. Wyss und ich es uns leisten, zuweilen über den Strang zu schlagen und etwas ausgelassen zu sein, und wir machten von dieser Vergünstigung unserer bescheidenen Stellung hie und da Gebrauch. Er hatte etwas allerliebste Kindliches, wenn wir Dr. Escher mit kleinen Spitzbübereien neckten. Ich habe es später nie begreifen können, wenn seine Schüler am Gymnasium ihn allzu ernsthaft und streng fanden, so ganz anders hatte ich ihn gekannt. Vielleicht hatte er der Notwendigkeit, grössere Schulklassen im Zaume zu halten, nur genügen können, indem er sich mit übertriebener Strenge panzerte. Seine Frau war zur Melancholie geneigt, und die Ehe blieb kinderlos; das mag auch dazu beigetragen haben, das jugendhaft muntere Wesen, das ihn in der Zeit unserer Bekanntschaft so anmutig kleidete, zu dämpfen.